

Kollektives Lernen. Urbane Gärten als „Akademien von unten“ am Beispiel des Prinzessinnengartens und der Nachbarschaftsakademie

Marco Clausen

Wir bewohnen eine unheimliche Zwischenzeit. Wir scrollen durch die Nachrichten Schnipsel von Weltuntergängen: steigende Meeresspiegel, abschmelzende Polkappen, zurückweichende Gletscher, auftauende Permafrostböden, das sechste Massensterben der Arten, ausbleichende Korallenriffe, übersäuerte Ozeane, austrocknende Flüsse, extreme Dürren und Waldbrände, abgeholzte Regenwälder, Bodenerosion, Wasserknappheit. Die beschleunigte, in kaskadenhafte Kipppunkte übergehende Naturzerstörung geht einher mit der „langsamen Gewalt“ der Erosion der Lebensgrundlagen von Milliarden Menschen, globalen Pandemien, Hunger und Flucht. Diese Weltverluste sind keine düstere Zukunftsvision, sondern mit der Expansion des europäischen Kolonialismus vor über 500 Jahren für unzählige menschliche und nicht-menschliche Lebensformen längst Vergangenheit (vgl. Danowski & Viveires de Castro, 2019). Doch sie könnten kaum weiter entfernt sein von einer Alltagserfahrung, in der die Befriedigung unserer Bedürfnisse nur einen Klick entfernt sein soll. Diese Dissonanz zwischen Wissen und Erfahrung fördert ein Gefühl von Ohnmacht und ist ein Hindernis in Hinblick auf die weitreichenden ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Umbrüche, die selbst der eher konservative Weltklimarat für notwendig hält, um das Schlimmste zu verhindern.

Wie nicht überwältigt werden? Wie die Hoffnung bewahren? Wie weder naiv glauben, der Markt, die Technik und der Fortschritt lösten unsere Probleme von selbst, noch sich in den Zynismus flüchten, man könne ja ohnehin nichts ausrichten? Hoffnung, schreibt Rebecca Solnit, entsteht dadurch, dass man sich engagiert, Tunnel gräbt, Türen öffnet oder jene findet, die dies tun (vgl. Solnit, 2016, S. 142). Hoffnung, das sind die Menschen, die sich in der Winterkälte mit ihren

Körpern den Wasserwerfern und dem Ausbau fossiler Infrastrukturen in Standing Rock¹ in den Weg stellen. Hoffnung ist der Kampf indigener Gemeinschaften, die trotz Jahrhunderten der Marginalisierung weiterhin einen Großteil der auf der Erde noch verbliebenen biologischen Vielfalt verteidigen. Hoffnung ist das vielverzweigte Rhizom aus Initiativen und Gruppen, die regenerative Formen der Landwirtschaft betreiben, Moore wiedervernässen, mit alternativen Ökonomien und Eigentumsmodellen experimentieren und in der Praxis demonstrieren, dass „eine andere Welt pflanzbar“ ist.² Formen der urbanen Landwirtschaft und Gemeinschaftsgärten können ein Teil dieses Wurzelgeflechts sein. In weiten Teilen der Welt tragen sie zur Ernährung der Städte bei; hierzulande machen sie als selbstorganisierte Bildungsorte³ andere, weniger zerstörerische Formen des Weltbezugs konkret erfahrbar und schlagen Brücken zum Land.

Als wir 2008 anfangen, den Prinzessinnengarten als einen für alle offenen Lernort zu planen, da begann ich selbst als Dilettant. Der Gründungsprozess und die elf Jahre, die ich im Garten verbracht habe, waren ein unaufhörlicher Lernprozess. Diese Zeit hat vor allem meinen Blick auf die Stadt verändert. Seit den 1990er Jahren war ich in Berlin in unterschiedlichen Formen einer nicht-kommerziellen Aneignung und Umnutzung städtischer Räume involviert. Für einen Moment schienen Karriere- und Verwertungszwänge ausgesetzt. Freiräume entstanden und die Übergänge zwischen Leben, Theorie, Politik und Spaß waren fließend. Doch die Ökologie der Stadt blieb eine Leerstelle. Selbst Kritiker*innen der neoliberalen Stadtentwicklung gingen wie selbstverständlich davon aus, dass Nahrung, Kleidung, Baustoffe, Energie, Wasser, Seltene Erden einfach zur Verfügung stehen. Doch, so wurde mir im Garten beispielsweise im Austausch mit kleinen Höfen in der Region rund um Berlin deutlich, die Stadt produziert keines der materiellen Güter, die sie für ihr tägliches Funktionieren braucht, aus sich selbst heraus. Vielmehr greift sie weltweit auf Flächen, Rohstoffe und Arbeit zu und verwandelt damit radikal Landschaften, Ökosysteme, soziale Beziehungen und Kulturen. Was sie als vernachlässigbare „Externalitäten“ des Warenverkehrs zurücklässt, sind steigende Meeresspiegel, Abfälle und Giftstoffe. Ihre krankmachenden und lebensverkürzenden Auswirkungen erleiden die zur Ressource degradierte Natur und jene Menschen, die am wenigsten für ihre Verursachung verantwortlich sind. Gleichzeitig fährt eine Handvoll Fossile-Energie-Unternehmen sagenhafte Gewinne ein, ohne für Landgrabbing oder Ökozid zur Verantwortung gezogen zu werden. Man kann nicht Umweltbildung betreiben, ohne über *environmental justice*⁴ zu reden.

1 de.wikipedia.org/wiki/Standing_Rock_Reservation

2 eine-andere-welt-ist-pflanzbar.de

3 Siehe zum „Learning by digging“: Halder, 2018, S. 138ff.

4 Im deutschsprachigen Diskurs hat die Verbindung von Umweltfragen und sozialer Gerechtigkeit lange ein Schattendasein geführt. Ich verwende bewusst den englischen Begriff *environmental justice*, da dessen Geschichte und politische Bedeutung in dem immer noch wenig gebräuchlichen deutschen Begriff „Umweltgerechtigkeit“ nicht wiedergegeben wird. Siehe dazu vor allem die 1991

Politisch gärtnern: Beziehungen sichtbar machen

Politisch zu gärtnern bedeutet, mit dem Selbstanbau von, sagen wir, einer Tomate eine direkte Beziehung der Sorge zur Pflanze und zum Bodenleben einzugehen. Es bedeutet aber auch, Beziehungen herzustellen, die weit über die angrenzenden Parzellen hinausgehen. Jede einzelne Tomate ist ein lebendiges Archiv, das uns mit anderen Orten und Kulturen verbindet. Die in Nahuatl *xītomatl*, *Nabel des dicken Wassers*, genannte Frucht wurde in Mittelamerika über Jahrtausende lang aus der Wildform eines Nachtschattengewächses kultiviert. Die Tomate erzählt von der gewaltsamen Landnahme durch Hernán Cortés und vom postkolumbianischen globalen Austausch von Kulturpflanzen. Die Samen berichten einerseits vom Kampf um den Erhalt der Vielfalt von Tomatensorten, ihres Geschmacks und der Kulturen, mit denen sie verwoben sind; andererseits von der Kontrolle, die einige wenige Konzerne heute über das Saatgut weltweit ausüben. Die selbstangebauten Tomate ist Schwestern der perfekt aussehenden, aber oft geschmacklosen Exemplare in den Supermarktregalen und damit verbunden mit den weißen Plastikmeeren, die weite Teile Andalusiens überziehen, mit endlichen fossilen Wasserreserven, die aus dem Boden gepumpt werden und Tropfen für Tropfen mit dem Fruchtfleisch über den europäischen Kontinent transportiert werden, mit der Ausbeutung illegalisierter Arbeitskräfte, die vielleicht deshalb eine lebensbedrohliche Reise angetreten haben, weil die Folgen unserer Formen billigen Konsums lokale Märkte und Agrarstrukturen in Westafrika zerstören.⁵

Aus der Perspektive dieses komplexen Beziehungsnetzes, dieses Metabolismus der Stadt, endet Berlin nicht an seinen Verwaltungsgrenzen, sondern ist verbunden mit den Geisterflächen (*ghost acres*) und den menschlichen und nicht-menschlichen Opferzonen (*sacrifice zones*) ihres Verbrauchs: mit den gerodeten Wäldern des Amazonas und Indonesiens, mit den 1,5 Trillionen Tonnen CO₂, die seit der Industriellen Revolution in die Atmosphäre ausgestoßen wurden, mit der gigantischen Elektromüllhalde in Accra, mit der Kohlemine El Cerrejón oder mit den 10 Millionen Teilen Mikroplastik, die ein Blauwal täglich zu sich nimmt.⁶ Tucholsky paraphrasierend könnte man sagen: Gleich hinter der Friedrichstraße beginnt nicht die Ostsee, sondern die sich weit über den Horizont ausdehnenden Meere aus Soja- und Ölpalmenmonokulturen.

vom First National People of Color Environmental Leadership Summit formulierten Principles of Environmental Justice; ejnet.org/ej/principles.html. Ein wichtiger Beitrag zu einer dekolonialen Ökologie ist Ferdinand, 2022.

- 5 Zur ökologischen Geschichte einzelner Pflanzen siehe beispielsweise Beckert, 2015; Mintz, 1992; Gosh, 2021.
- 6 Mit dem Projekt Kollektives Lernen haben wir am Beispiel des Görlitzer Parks versucht, in einem Audiowalk dieses Beziehungsnetz darzustellen; siehe: „14 Hektar: Ein erlebnisorientierter Audiowalk durch den Görlitzer Park zu den Themen Gemeinschaft, Wandel und Umweltgerechtigkeit“ bei guidemate.com

Was bedeutet es also, von einer „nachhaltigen Stadt“ zu sprechen? Die Bäume, die ein Architekturbüro auf ein Hochhaus platziert? Der tonnenschwere Elektro-SUV? Solche Lösungen versprechen, dass sich im Wesentlichen nichts ändern muss, dass wir uns mit der Kreditkarte aus der Krise herauskonsumieren können. Wachstum, das dunkle Herz unserer westlichen Kosmologie, bleibt in leicht modifizierter Form weiter möglich. Die Komplexität unserer Verstrickungen mit der Welt wird ausgeblendet, unsere Imagination begrenzt, längst existierende Alternativen werden ignoriert und Versprechen gemacht, die geradewegs in die Katastrophe führen, erst die der anderen, dann unsere eigene. Wie könnten eine Wirtschaft, unser Zusammenleben, unsere Städte aussehen, wenn unsere Gesellschaft auf Kooperation miteinander und mit der natürlichen Umwelt beruhen würde statt auf Konkurrenz und Ausbeutung?

Gärten als Lernorte für eine andere Stadt

Und genau hierin kann die Radikalität, das An-den-Wurzeln-Ansetzen der urbanen Gemeinschaftsgärten bestehen. Sie verändern zwar nicht messbar, wie sich die Stadt ernährt, aber sie machen sinnlich erfahrbar, was Städte jenseits der Dominanz aus Beton, Kapital, Auto und Konsum, der sozialen Segregation sowie der Trennung von gebauter Umwelt und Natur auch sein könnten. Das macht die Gärten zu möglichen Lernorten für eine andere Stadt, in denen es um eine andere Kultur der Beziehung zum Netz des Lebens und zueinander geht. Sie eröffnen für Menschen unterschiedlichster Herkünfte, unabhängig von Einkommen und Diplomen die Möglichkeit, mit den eigenen Sinnen, dem eigenen Körper und in gemeinschaftlichen Aushandlungsprozessen auszuprobieren, wie Alternativen zu unseren „imperialen Lebensweisen“ (Brand & Wissen, 2017) aussehen können. Den eigenen Kompost anlegen, eine Fläche entsiegeln, den Boden aufbauen, Mischkulturen anlegen, Saatgut erhalten, Bienen halten, Gemüse anbauen, verkochen und die Ernte haltbar machen, all das stiftet Beziehungen des Sorgetragens und Formen der Zusammenarbeit zwischen unterschiedlichen Spezies.

Die Rolle der Gärten sollte dabei nicht überhöht werden. Weder werden sie die Welt retten, noch sind sie Teil groß angelegter Reformpläne zur Selbstversorgung einer Millionenstadt wie Berlin, wie es Vertreter*innen der Gartenstadtbewegung und Sozialreformer wie Leberecht Migge noch im frühen 20. Jahrhundert erträumten.⁷ Der Vorrang von Auto und Konsum, die Konzentration von Kapital, die Spekulation auf Grund und Boden macht Experimente innerhalb der Stadt zunehmend schwierig. Mikropolitiken wie das urbane Gärtnern können aber andere Möglichkeiten des Bewohnens dieser Welt aufscheinen lassen. In diesem

7 Siehe dazu den Katalog der von der Nachbarschaftsakademie mitorganisierten Ausstellung „Licht Luft Scheiße“.

Sinn können sie als eine transformative Pädagogik verstanden werden. Sie werten Formen des Wissens und der Kultur auf, die lange Zeit als rückständig verlacht wurden. Sie bauen Brücken zwischen Stadt und Land. Sie machen Ideen wie Buen Vivir, Degrowth und Commoning konkret erlebbar; wobei konkret auch heißt: mit all den Widersprüchen und Problemen, die zwischen Ideal und Alltagsleben notwendig auftauchen. Anders als die Bildung an Schulen und Universitäten ist diese Bildungsarbeit von unten offen für Menschen unterschiedlichster Herkunft und unterschiedlichsten Alters. Sie findet nicht im Klassenzimmer mit Büchern, sondern im Freien statt, im direkten Kontakt mit den Elementen und der Natur. Sie ist nicht abstrakt, sondern körperlich und sinnlich. Es geht nicht um Leistungen, Prüfungen, Zertifikate und das Optimieren für den Arbeitsmarkt. Das Lernen findet in Gemeinschaft statt, oft ungeplant im spontanen Gespräch und ist niemals abgeschlossen. Die Rollen von Lehrenden und Lernenden bleiben fließend.

Die Idee des praktischen und erfahrungsbasierten Lernens lag auch dem Prinzessinnengarten zugrunde, als wir ihn 2009 am Moritzplatz in Berlin-Kreuzberg gründeten.⁸ Doch im Unterschied zu den meisten anderen Gärten wollten wir die Bildungsarbeit nicht auf ehrenamtlicher Tätigkeit aufbauen, sondern auf bezahlten Stellen. Dies sollte eine Kontinuität der Angebote, Zugänglichkeit auch für Kitas und Schulen und den Aufbau von Kompetenzen und Wissen im Garten ermöglichen. Finanziert wurden die bis zu 30 Angestellten des Prinzessinnengartens aus den Einnahmen einer Gartengastronomie und eines Gartenbaubetriebs. Die Rechtsform des gemeinnützigen Unternehmens stellte sicher, dass keine privaten Profite erzielt wurden. Dieses Modell entwickelte sich aus prekären Bedingungen, hatten wir doch ohne öffentlichen Auftrag, ohne Förderung, ohne nennenswertes Kapital und unter hohem persönlichem Risiko begonnen. Da wir Löhne zahlten, konnten neue Arbeitsformen entstehen, die etwa gärtnerische Kompetenzen mit Bildungs- und Beteiligungsarbeit verbanden. Das schuf Möglichkeiten gerade für Menschen außerhalb klassischer Berufsbiografien und Karrierewege.

Lernen im Prinzessinnengarten bedeutete auch für uns nicht, vom Pult aus der Klasse die Welt zu erklären. Vielmehr waren wir als ausgesprochene Dilettant*innen darauf angewiesen, dass Klein- und Balkongärtner*innen, städtische Imker*innen, Künstler*innen, Saatguterhalter*innen, Aktivist*innen, Jugend- und Sozialarbeiter*innen, Musiker*innen und Dichter*innen, Köch*innen, Stadtplaner*innen, Forschende und Suchende, Diplomierte und Autodidakt*innen, Bastler*innen und angehende Ingenieur*innen ihr Wissen und ihre Erfahrungen in den Garten trugen und mit anderen teilten. Der Austausch wurde durch eine hohe Dichte und Vielfalt von Nutzungen begünstigt. Dazu zählten wöchentliche Gartenarbeitstage, Pflanzentauschmärkte, Koch- und Fermentierungsworkshops, Stadtbienenfestivals, offene und Fahrradreparatur-Werkstätten, Flohmärkte, Konzerte, Ausstellungen, Lesungen, Vorträge, öffentliche Gespräche, Führungen, künstlerische Arbeiten, Projekte von Studierenden, Kinoabende, gemeinsames

8 Zur Geschichte des Prinzessinnengartens siehe Clausen, 2012.

Kochen, Kindergarten- und Schulbesuche, Initiativen- und Nachbarschaftstreffen, Jugendbeteiligungs- und internationale Austauschprojekte. Jährlich kamen knapp 80.000 Besucher*innen in den Garten am Moritzplatz. Für keine der Aktivitäten wurde Eintritt verlangt. Ermöglicht wurde die Vielfalt von Nutzungen einerseits durch die bezahlte Organisations- und Koordinationsarbeit, andererseits durch das unbürokratische und kostenlose Überlassen des Gartens und seiner Infrastruktur an andere Gruppen für Bildungs- und Kulturprogramme. Der Zugang wurde dadurch erleichtert, dass wir als Träger des Gartens sowohl Mieten, Betriebskosten, finanzielle Risiken und (persönliche) Haftung übernahmen als auch die tägliche Sorgearbeit wie Müllsammeln, Reinigung der Toiletten, Instandhaltung, Pflanzen gießen, Rechnungen buchen und Steuererklärungen einreichen.

Die Nachbarschaftsakademie

Was Konferenzen und Kolloquien für den akademischen Bereich sind, das sind das Gespräch, das Zuhören, der beständige persönliche Austausch für das kollektive Lernen. Wissen, Geschichten, Erfahrungen und Können kamen aus anderen Gemeinschaftsgärten, von Klima- und Ernährungsaktivist*innen, Bäuer*innen und Mietinitiativen in den Prinzessinnengarten. Durch seine mediale Präsenz gab es zudem zahlreiche Einladungen. Diese nutzten wir, um uns mit Gemeinschaftsgärtner*innen hispanischer Communitys aus New York, mit indigenen Schützer*innen des Waldes in Brasilien, urbanen Bäuerinnen aus Cotonou und Accra, Lehrer*innen in alternativen Schulen in Seoul, urbanen Aktivist*innen in Belgrad, Saatgutschützer*innen in Bogotá und sozialökologischen Architekt*innen in Paris auszutauschen: ein Studium der Geschichte von unten. So lernten wir in den Schwarzen urbanen Landwirtschaftsprojekten in Detroit vom Weiterleben des landwirtschaftlichen Wissens und der Kultur westafrikanischer Menschen, die als Sklav*innen auf die Baumwollfelder der amerikanischen Südstaaten verschleppt worden waren. Von der fortgesetzten rassistischen Diskriminierung, die es verhindert hat, dass ehemalige Sklav*innen und ihre Nachfahren nach der Abschaffung der Sklaverei Land in größerem Umfang bewirtschaften konnten, und die zur Migration in die nördlichen Industriestädte geführt hat. Und von der Rolle, die Community-Projekte heute spielen, um diese Erinnerung an eine jüngere Generation weiterzugeben und jene gewaltsam unterbrochene Beziehung zu Kultur, Landwirtschaft, Kosmologie, Land, Pflanzen und Tieren, die Kolonialismus, Sklaverei und Plantagensystem bedeuteten, zu reparieren.

Aus diesen Austauschbeziehungen entstand im Prinzessinnengarten zunächst der Bereich „urbane Resilienz“ und später die Nachbarschaftsakademie. In Form von Führungen, Vorträgen, Workshops, Ausstellungs- und Buchbeiträgen begannen wir, die sich aus den Gesprächen mit anderen Orten und Initiativen entwickelnden Themen und Perspektiven weiterzugeben. Es ging dabei einerseits um die zerstörerischen Auswirkungen und die Gewalt des wachstumsbasierten,

extraktivistischen und kolonialen Kapitalismus und gleichzeitig um Formen des Widerstandes, gelebte Alternativen und Beispiele für das gute Leben. Im Mittelpunkt sollte die Stimme jener Menschen stehen, die sich praktisch für den Erhalt traditionellen Wissens, für regenerative oder solidarische Landwirtschaft engagieren. In zehn Jahren haben wir in diesem Rahmen 69 Workshops, 232 Bildungs- und 105 Kulturveranstaltungen organisiert und etwa 50.000 Menschen erreicht. Parallel entstand als eine Art Lernort im Garten die „Laube“, ein von über 100 Freiwilligen, Auszubildenden und Studierenden errichteter zweigeschossiger Holzbau.

Mit der von der Künstlerin Åsa Sonjasdóttir mitinitiierten Nachbarschaftsakademie schufen wir 2015 eine Plattform, um dieser Art kollektiven Lernens einen organisatorischen Rahmen zu geben. Wir verstanden diese Akademie von unten als eine Form der politischen Bildung, die die vom Prinzessinnengarten ausgehenden Fragen zu Ernährungssouveränität, Recht auf Stadt, Gemeingütern und Stadt-Land-Beziehung aufgriff und diese in solidarische Beziehungen setzte – auch mit geografisch weit entfernten Orten und Initiativen. Methodisch experimentierten wir mit künstlerischen Ansätzen, mit dem Erzählen von Zukunftsvisionen, mit der Recherche von Gegengeschichten, mit konvivialen Formen des Zusammenseins und Miteinander-Sprechens etwa beim gemeinsamen Kochen, mit Interventionen im Stadtraum, Spaziergängen und Filmabenden. Situiert sollte dieses gemeinschaftliche Lernen sein, indem es von dem konkreten Ort ausging, an dem wir arbeiteten, dem Moritzplatz und dem Prinzessinnengarten. Ausgehend von den hier aufgeworfenen Fragen suchten wir nach Verbindungen zu anderen Orten und Initiativen.

Ein zentrales Thema war dabei der Kampf gegen die Privatisierung der Fläche des Prinzessinnengartens. Er hatte deutlich gemacht, dass die Eigentumsfragen und das Beziehungsnetz zur Nachbarschaft entscheidende Bedeutung haben für die Möglichkeiten, Alternativen aufzubauen. Der als temporäres Projekt begonnene Prinzessinnengarten war 2012 zum Spielball der Berliner Liegenschaftspolitik geworden (vgl. Clausen, 2022; 2015). Während der Moritzplatz nicht ohne rassistische Untertöne noch vor zehn Jahren als das verwahrloste Berlin verschrien war, ist er heute von begehbaren Kapitalanlagen umstellt. Die 6000 Quadratmeter große Fläche, auf der 2009 der Prinzessinnengarten begann, hat nach einer beispiellosen Explosion der Grundstückspreise heute einen spekulativen Marktwert von über 40 Millionen Euro. Die Verdrängung ärmerer Haushalte sowie die Zerstörung des für Kreuzberg typischen Gewebes aus migrantischen Bewohner*innen, alternativen Lebensformen, Kleingewerbetreibenden, Ausgekkultur, Neuankommenden, Freiräumen und Nischen ist nicht zuletzt Folge einer Kombination aus der seit den 1990er Jahren forcierten Privatisierungspolitik und dem Spekulationsdruck des Kapitalmarktes, insbesondere nach der Finanzkrise von 2008. Gerade als die Berliner Senatskanzlei den damaligen Bundespräsidenten in den Prinzessinnengarten einlud, um ihm das „schöne und wilde Berlin“ (Klaus Wowereit) zu zeigen, beschloss der Berliner Liegenschaftsfonds, die Fläche an einen Investor zu verkaufen. Erst mit unserer Kampagne „Wachsen lassen!“ und mehr als 30.000 Unterstützer*innen konnten wir den bereits beschlossenen Verkauf der Fläche verhindern. Eine

absolute Ausnahme, wurden doch weitestgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit Liegenschaften von der Größe des Bezirks Friedrichshain-Kreuzberg zu aus heutiger Sicht Discountpreisen an Großinvestoren und Fonds verkauft.

„Aus den Ruinen der Moderne wachsen“

Das politische Engagement erweiterte gleichzeitig, was wir unter kollektivem Lernen verstanden. Die Kampagne war Teil eines größeren Zusammenhangs stadtpolitischer Initiativen, die sich gegen Privatisierung, Verdrängung und Zwangsräumungen, und für den Erhalt von Freiräumen, eine Dekolonialisierung der Stadt und die Rechte von Refugees einsetzten. Dabei wurde deutlich, dass Initiativen kritische Wissensinstitutionen eigener Art sind. Indem Gruppen wie die Mieteninitiative Kotti & Co Hintergründe recherchieren, Wissen von Betroffenen an Betroffene vermitteln, finanzielle und politische Zusammenhänge, aber auch persönliche Schicksale öffentlich sichtbar machen, Expert*innen einbinden und sich über Verfahrensweisen und Rechtslagen kundig machen und gleichzeitig dieses Wissen durch unterschiedlichste Methoden wie Lärmdemos, Straßenfeste, Konferenzen, Ausstellungsbeiträge, Publikationen, soziale Medien oder Gremienarbeit teilen, etablieren sie eine Art politische Schule auf der Straße (siehe dazu beispielsweise Hamann et al., 2015).

Dieses Lernen umfasst auch komplexes finanzielles und rechtliches Handlungswissen, etwa zu profitfreien und gemeinwohlorientierten Eigentumsmodellen, wie es etwa beim Erbbaurecht von ExRotaprint in Berlin, dem Herausnehmen von Immobilien aus dem Spekulationsprozess durch das Mietshäusersyndikat oder durch Community Land Trusts umgesetzt wurde. Die Bodenfrage sollte daher auch für die Nachbarschaftsakademie eine zentrale Rolle spielen. Ein entscheidender Lernprozess war dabei, dass nicht-extraktivistische, zukunftsorientierte Alternativen nur dann möglich sind, wenn Grund und Boden nicht als Ware behandelt werden, sondern als Formen des Gemeineigentums. Während Privateigentum den Boden zu einer Ressource macht, die rücksichtslos ausgebeutet werden kann, bedeuten Formen des Gemeineigentums eine Rolle des Sorgetragens, die menschliches und nicht-menschliches Leben gleichermaßen umfassen kann. Unter dem Titel „Stadt Land Boden“ organisierten wir 2015 das erste Sommerprogramm der Nachbarschaftsakademie mit Workshops, Vorträgen, Spaziergängen, Filmabenden, Interviews und Interventionen im Stadtraum.

Wir führten mit urbanen Gemeinschaftsgärten, Klein- und Großbäuer*innen Gespräche zur Zukunft der Ernährung in der Bioregion Berlin-Brandenburg sowie zum Landgrabbing in Ostdeutschland (vgl. Bloom et al., 2015). Mit der Anwältin Paula Z. Segal, die in New York mit dem Projekt 596acres erfolgreich für die Zugang von Communitys zu öffentlichen Flächen gekämpft hatte, befestigten wir in Kreuzberg Schilder an Orten, die wir als Gemeingüter betrachteten. Die Klasse Design for the Living World untersuchte die Frage der Wasserversorgung Berlins. Fernando

García-Dorio von INLAND schilderte das Verhältnis von Stadt und Land am Beispiel des Transhumanismus. Doina Petrescu und Constantin Petcou vom *Atelier d'architecture autogérée* in Paris berichteten, wie ihr Projekt R-Urban trotz weltweiter Bekanntheit und zahlreicher Auszeichnungen zugunsten von Parkplätzen verdrängt werden sollte. Florian Wüst kuratierte eine Filmreihe zu Mieterkämpfen und Selbstversorgung in Stadt und Land. Zusammen mit der anstiftung organisierten wir eine Gesprächsreihe mit Sybille Bauriedl, Frank Adloff, Johannes Euler und Christopher Dell zu Klima, Konvivialismus und dem Urban-Gardening-Manifest.

2019 war die Nachbarschaftsakademie Teil des Forschungs- und Ausstellungsprojekts „Licht Luft Scheiße. Perspektiven auf Ökologie und Moderne“. Wir untersuchten teilweise vergessene und verschüttete Antworten von Stadtplanung, Landwirtschaft, Gartenbau, Wohnungsbau, Bodenkunde, Abfallwirtschaft oder Design auf die ökologischen Herausforderungen der modernen Industriegesellschaft (vgl. Bartoli et al., 2020). In dem Veranstaltungsprogramm „Aus den Ruinen der Moderne wachsen“ gingen wir der Frage nach, für welche Zukunft wir lernen: „Eine Zukunft, in der wir Verantwortung für das Leben auf der Erde tragen, oder eine Zukunft fortgesetzter Zerstörung“? (siehe dazu auch Herbst & Teran, 2020)

Wir griffen die Geschichte des Moritzplatzes auf: das Anfang des 20. Jahrhunderts hier gebaute Wertheim-Kaufhaus, die Zerstörung durch den Krieg, Mauerbau und die Entwicklung Kreuzbergs zu einem Labor einer „Stadt von unten“ mit dem erfolgreichen Widerstand gegen „Kahlschlagsanierung“ und Autobahnbau in den 1970er Jahren und die Pionierarbeit zu einem ökologischen Stadtumbau, die bereits in den 1980er Jahren eine ökologische Umgestaltung des Moritzplatzes einschließlich Nachbarschaftsgärten, Komposttoiletten, Ökohäusern und Ökostationen vorsah. Es ging um die Pläne Leberecht Migges, Berlin zur Selbstversorgerstadt zu machen, um die wegweisenden Forschungsarbeiten zum Bodenleben und zu konkreten Kompostpraktiken von Annie France Harrars, um Komposttoiletten und das Fruchtbarmachen menschlicher „Scheiße“, um den Vorschlag zu einem Dauergartenvertrag für Berlin (vgl. Clausen et al. 2018), um die „Wunschproduktion 99 Jahre Prinzessinnengarten als Gemeingut“, um Geschichte und Gegenwart der Obstbaugenossenschaft Eden, um das erste Westberliner Umweltfestival im Sommer 1978, um das Höfesterben in Westdeutschland, um den Widerstand gegen den Braunkohleabbau, den Kampf um den Erhalt der Saatgutvielfalt mitten im syrischen Bürgerkrieg, die weiterhin fortwirkenden Auswirkungen von Kolonialismus und Plantagenwirtschaft, um die internationale Kleinbäuer*innenbewegung La Via Campesina und die Landlosenbewegung in Brasilien.

Die Breite der Themen und Methoden zeigt einerseits das Potenzial einer solchen Bildung von unten; gleichzeitig bleiben solche Ansätze der Selbstorganisation notorisch prekär. Menschen leben in unterschiedlichen Lebensrealitäten. Vielen lässt die Arbeit für den Lebensunterhalt und die Miete, die Sorge für Familie und das Umfeld keine Zeit. „Ehrenamtliches Engagement“ ist etwas, das man sich leisten können muss. Orte wie die Nachbarschaftsakademie bleiben Provisorien. Sie können den notwendigen gesellschaftlichen Wandel einschließlich eines anderen Verständnisses von Bildung nicht ersetzen. Im besten Fall zeigen sie Möglichkeiten auf.

2019 gab es die Option, die ungesicherte Situation am Moritzplatz zugunsten einer langfristigen Perspektive auf einem Friedhof in Neukölln einzutauschen. Die Kerngruppe des Gartens entschied sich für den Umzug der mobilen Infrastrukturen und setzt seither das Modell selbstfinanzierter gemeinnütziger Arbeit als „Prinzessinnengarten Kollektiv Berlin“ am neuen Standort fort. Für den Moritzplatz konnte die Minderheit, die sich für einen Verbleib einsetzte, mit dem Bezirk eine Verlängerung des Vertrags am ursprünglichen Standort aushandeln. Das Berliner Abgeordnetenhaus gewährte eine Anfangsfinanzierung von 300.000 Euro, um die Bildungs- und Beteiligungsprogramme wieder aufzubauen. Parallel initiierten wir mit der „Wunschproduktion 99 Jahre Prinzessinnengarten als Gemeingut“ eine Bürger*innenbeteiligung, wie sie bereits in der Antiprivatisierungskampagne von 2012 gefordert wurde. Einige träumten von der Entwicklung eines selbstverwalteten sozial-ökologischen Kultur- und Bildungszentrums, das viele zukunftsorientierte Initiativen unter einem Dach vereinbaren sollte. Die Hoffnung war, dass die bereits in den 1980er Jahren für den Moritzplatz formulierten ökologischen Utopien ein halbes Jahrhundert später tatsächlich aufgehen könnten. Doch im Zuge einer polarisierend geführten Diskussion zur Zukunft der Fläche übernahm zu Beginn der Corona-Pandemie eine neue Gruppe die dafür vorgesehenen Vereinsstrukturen. Sie sprach sich gegen jede Fortsetzung der als „zu kommerziell“ wahrgenommenen Arbeit des Prinzessinnengartens aus, insbesondere gegen das Modell bezahlter Arbeit. Basierend auf freiwilligem Engagement befindet sich auf der ehemaligen Fläche des Prinzessinnengartens im Moment ein „Nachbarschafts- und Inklusionsgarten“ mit begrenzten Öffnungszeiten. Die Diskussionen zur Zukunft dieses geschichtsträchtigen Ortes und einer der letzten noch nicht entwickelten Brachflächen im Zentrum Berlins werden damit wohl nicht verstummen.

Wenn wir angesichts der dramatischen sozial-ökologischen Krise der Gegenwart unsere Gesellschaft tiefgreifend verändern wollen, dann müssen wir Wege finden, wie möglichst viele Menschen einen wesentlichen Teil ihrer Arbeitszeit dafür einsetzen, „die Welt zu reparieren“. Was wir aus Eigeninitiative, selbstorganisiert und in Nischen beginnen, ist eine Art Vorschule, die andere Möglichkeiten, die Welt zu bewohnen, sichtbar und erfahrbar macht. Wir müssen dabei das lokale Engagement als einen Faden in einem vielfältigen Myzel aus Alternativen verstehen und lernen, Allianzen und Solidaritäten aufzubauen. Vieles, was wir unter Begriffen wie Permakultur, regenerative Landwirtschaft oder Commoning als neu verhandeln, ist oft schon Jahrtausende alt. Es sind insbesondere indigene Gruppen, deren Sprachen, Kulturen, Wissensformen, Anbauweisen und Kosmologien untrennbar verwoben sind mit dem Netz des Lebens (vgl. Kimmerer, 2021). In einer Beziehung zur Welt, in der alles Leben miteinander verbunden und voneinander abhängig ist, geht es nicht nur darum, Welten zu schaffen und zu erhalten, in denen Menschen überleben können, sondern es geht darum, alle unsere Verwandten zu schützen, einschließlich des gesamten Spektrums nicht-menschlichen Lebens wie der Bakterien, Wälder, Flüsse, Pflanzen etc. Es ist daher kein Zufall, dass der Großteil der in der Welt noch existierenden biologischen Vielfalt

trotz Jahrhunderten der Marginalisierung und Kolonisierung weiter von Indigenen verteidigt wird. Lernen in Bezug auf ein „Leben in den Ruinen der Moderne“ muss daher über das akademische Expert*innenwissen hinausgehen. Wir müssen von Menschen lernen, die in enger Beziehung mit dem Land und dem Wasser leben, von Kleinbäuer*innen, Nomad*innen, Fischer*innen. Sie besitzen ein intimes Wissen über das sie umgebende und in sie hineingewirkte Netz des Lebens sowie über die Veränderungen lokaler Ökosysteme, von denen ihr eigenes Überleben abhängt. „Umweltbildung“ kann sich nicht beschränken auf ökologisches Wissen und Naturerfahrung, sondern muss von einer pluralen Perspektive ausgehen, von einer Welt aus vielen Welten und von einer Perspektive der sozialen und ökologischen Gerechtigkeit.

Literatur

- Beckert, S. (2015). *King Cotton. Eine Geschichte des globalen Kapitalismus*. München: C.H. Beck.
- Bartoli, S., Clausen, M., Linden, S. Sonjasdotter, Å. & Wüst, F. (Hg.) (2020). *Licht Luft Scheiße. Perspektiven auf Ökologie und Moderne*. 3 Bände. Hamburg: Adocs.
- Bloom, B., Clausen, M., Fortune, B. & Sonjasdotter, Å. (2015). *Food Futures. Gespräche über die Zukunft der Ernährung und Landwirtschaft in der Bioregion Berlin-Brandenburg*. Internet-Publikation.
- Brand, U. & Wissen, M. (2017). *Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*. München: oekom.
- Clausen, M. (2022). Zwischen Ruderalvegetation und Investmentfonds. In Haarmann, A. & Lemke, H. (Hrsg.), *Keimzelle. Transformative Praxen einer anderen Stadtgesellschaft. Theoretische und künstlerische Zugänge* (S. 171–187). Bielefeld: transcript.
- Clausen, M. (2015). Urban Agriculture between Pioneer Use and Urban Land Grabbing: The Case of „Prinzessinnengarten“ Berlin. *Cities and the Environment (CATE)*, 8(2), Article 15.
- Clausen, M. (2012). Eine andere Stadt kultivieren. In Nomadisch Grün (Hrsg.). *Prinzessinnengarten. Anders gärtnern in der Stadt* (S. 13–62). Köln: DuMont.
- Clausen, M. et al. (2018). *Gemeingut Grün. Ein Dauergartenvertrag für Berlin. Ein Beitrag zum Erhalt und Ausbau der gemeinwohlorientierten Funktionen der urbanen und interkulturellen Gärten Berlins als Teil eines sozial-ökologischen Stadtumbaus*. Berlin: ZK/U Press.
- Danowski, D. & Viveiros de Castro, E. (2019). *In welcher Welt leben? Ein Versuch über die Angst vor dem Ende*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Ferdinand, M. (2022). *Decolonial Ecology. Thinking from the Caribbean World*. Hoboken: Wiley.
- Gosh, A. (2021). *The Nutmeg's Curse. Parables for a Planet in Crisis*. London: John Murray.
- Halder, S. (2018). *Gemeinsam die Hände dreckig machen*. Bielefeld: transcript.
- Haman, U., Kaltenborn, S. & Kotti & Co (2015). (Hrsg.). *und deswegen sind wie hier*. Leipzig: Spector Books und Berlin: Haus der Kulturen der Welt.
- Herbst, M. & Teran, M. (2020). *Everything Gardens! Growing from the Ruins of Modernity* (Bd. 2 von *Licht Luft Scheiße*, hrsg. von Bartoli et al.), Hamburg: Adocs.
- Kimmerer, R. W. (2021). *Geflochtenes Süßgras. Die Weisheit der Pflanzen*. Berlin: Aufbau.
- Mintz, S. W. (1992). *Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers*. Frankfurt/New York: Campus.
- Solnit, R. (2016). *Hope in the Dark. Untold Histories, Wild Possibilities*. Chicago: Haymarket Books.

